

Aus meiner Lausbubenzeit

Autor(en): **Seeger, Walter**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Thurgauer Jahrbuch**

Band (Jahr): **14 (1938)**

PDF erstellt am: **20.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-701509>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Aus meiner Lausbubenzeit

Von Walter Seeger

Die geheizte Lokomotive

Bei meinem Hause beginnt eine schnurgerade Straße, die zum Dorf hinaus führt und die mir recht oft eine Begebenheit aus der Jugendzeit wachruft. Es mögen 28 Jahre verflossen sein. Aus einer großen Kriesgrube hatte man ein Rollbahngleise auf die ausgesteckte Straße verlegt. Eine kleine Lokomotive schleppte ein Dutzend Kippwagen hinter sich her und ließ ab und zu einen schrillen Pfiff ertönen. Sie rollte vom frühen Morgen bis zum Feierabend und trug Kies herbei. Nach der Schule schauten wir stundenlang dem Pendelverkehr zu. Immer reger wurde das Verlangen, auf einer Leerfahrt wenigstens einmal aufsitzen zu dürfen. Wir wagten zu fragen. Der Lokomotivführer und die Arbeiter verwiesen uns an den Vorarbeiter. Der war aber ein Italiener, und da wir beobachtet hatten, daß er mit den Arbeitern nur italienisch sprach und sie gar oft im barschen Ton anschnauzte, war zwischen ihm und uns zum vorneherein eine respektable Distanz eingelegt. Wir getrauten uns nicht, ihn zu fragen. Verstohlen aufzusitzen, wäre eigentlich das richtigste gewesen; es hätte uns bestimmt nicht an Mut gefehlt. Die Sache hatte aber einen andern Haken; auf der Rückfahrt legte der kleine Koli an Geschwindigkeit derart zu, daß die Rollwagen oft entgleisten. Wir widerstanden deshalb der Versuchung, da wir uns nicht in die Gefahr begeben wollten, in eine solch ungemütliche Situation zu kommen. Am liebsten wären wir neben den Maschnisten gestanden, wie der Vorarbeiter, der Unternehmer oder der Herr Gemeinderat es tun durften. Dieser Platz war zweifellos der sicherste, da der Koli die Entgleisungen jeweils ohne Schaden überstand. Außerdem war es dort am interessantesten. Im Führerstand hatten wir verschiedene Uhren, Glasröhrchen und Hebel entdeckt, die unsere Neugierde reizten. Besonders lockte uns eine Eisenkugel, die an der Decke hing und die man nur ein bißchen hochzudrücken brauchte, damit es so schön pfiff. Aber alles blieb nur beim Verlangen, und nur der Traum brachte uns diese ersehnten Wunderdinge näher.

An einem Sonntag nachmittag zog es uns zu dritt hinaus in die Kiesgrube, wo die Rollbahn das Aufüllmaterial holte. Vorsichtig näherten wir uns der Stelle, und als wir auf der weiten Flur keinen Menschen entdecken konnten, schlichen wir zum Lokomotivschuppen. Und siehe: der Koli stand nicht drin, sondern außerhalb der dürftigen Baracke. Nach langer Umschau, ob wirklich niemand in der Nähe sei, unterwarfen wir die eroberte Lokomotive einer gründlichen Inspektion. Auf einem Täfelchen, neben einem besonders kräftigen Hebel, standen die Worte «Vorwärts, Stop, Rückwärts». Stolz wie

der Lokomotivführer hantierten wir daran, wie kleine Maschnisten. Der Koli blieb natürlich stehen, und kein Zeiger auf den Uhren und an den Meßgeräten tat einen Wank. Nachdem wir im Führerstand alles ausgekundschaftet hatten, kamen selbstredend auch die äußern Bestandteile daran. Vorne, auf der Stirnseite des Koli, war eine radartige Schreibe, die den Deckel zum Rauchfang zuhielt. Die schraubten wir ab. Mit einem Satz hüpfen wir zur Seite; denn beinahe wäre uns der schwere Eisen- deckel auf die Füße gefallen. Unser Blick richtete sich schnell auf das Innere, und was entdeckten wir da? Ein Käuzchen! Ein richtiges, lebendiges Käuzchen. Mit stieren Augen glotzte es uns an, gerade so, wie jene Uhr beim Uhrmacher an der Feldgasse, dessen Glasaugen im Takte des Pendelschlages hin und her gingen. Mit einem wohlgezielten Schuß aus einer Flobertpistole — verzeih es, Leser, heute würden wir es nicht mehr tun — streckten wir es nieder. Beladen mit der seltsamen Beute überließen wir unsern Koli dem Schicksal und eilten voller Freude heim. Das Käuzchen wurde mir zugesprochen, da ich den Deckel losgeschraubt hatte. Ich ließ es ausstopfen.

Die ganze Woche erwarteten wir mit Sehnsucht den kommenden Sonntag. Keinem unserer Kameraden verrieten wir unsere Eroberung. Endlich war die Kinderlehre fertig. Bei der Gerbe trafen wir uns und schlenderten zur Kiesgrube. Diesmal mußten wir doppelt vorsichtig sein, da der Lokomotivführer sicher bemerkt haben mußte, daß fremde Hände an seiner Maschine hantiert hatten. Die Luft war wiederum rein. Das vorderste und das hinterste Rollwägeli waren wie am letzten Sonntag quer über das Geleise gestellt, damit die Buben nicht fahren konnten. Welch ein Jubel: die Lokomotive stand wiederum im Freien! Daß der Deckel aufgeschraubt war, hatten wir am Montag auf dem Schulweg schon bemerkt, da der Koli wie gewohnt ins Dorf dampfte. Wir verzichteten darauf, ihn nochmals loszuschrauben, da wir ja nicht annehmen konnten, daß sich zum zweiten Male ein Käuzchen in den lauwarmen Rauchfang hineingezwängt habe. Diesmal hatten wir zudem viel Größeres vor: Wir wollten die Lokomotive heizen, jawohl, heizen. Zum Anfeuern hatten wir Papier mitgenommen, und Streue gab es in Hülle und Fülle nebenan. Paul stieg aufs Dach und hielt Umschau. Wir konnten es wagen, denn er hatte niemand gesehen, nicht einmal Sonntagsspaziergänger. Flugs rissen wir die Feuertüre auf und stopften den schwarzen Schlund mit Streuegras und Papier voll. Um jeden Streit zu verhüten, wer zuerst anzünden durfte, hielt jeder ein Streichholz in der Hand, und auf Kommando

legten wir miteinander Feuer an. Durch das trübe Fenster und von außen beobachteten wir, ob der Rauch schon aufstiege. Unsere Herzen klopfen vor Freude, als dem Kamin das erste Rächlein entquoll. Wir waren aber nicht zufrieden; wir wollten dickeren Rauch sehen. Mit Gras halfen wir nach. Dann standen wir einander Bock, so daß wir vom nahen Schuppen überhängende Dachpappe abreißen konnten. Jetzt gab es einen feinen Rauch, so grünlichgelb und dick, daß er ganz träge aus dem Schlot stieg. Dies gefiel uns über alle Maßen, so daß wir kaum müde wurden, Dachpappen abzureißen, ohne besonders acht zu geben, bloß die überhängende zu erwischen. Das Thermometer blieb verstockt, obwohl wir immer mehr Feuer unterlegten und sogar Holz verbrannten. Der Druckanzeiger, der in einer uhrförmigen, mit Glas beschützten Skala steckte, rührte sich auch nicht. Ab und zu versuchten wir, ob die Pfeife schon genügend Dampf habe, um Signal zu geben. Umsonst. Obwohl wir mit großer Emsigkeit an unserm Koli herumdokterten und in seinem Bauch ein mächtiges Feuer unterhielten, versagte er uns jede Bewegung. Die Bremse war zwar offen, und der schwere Hebel stand auf «Vorwärts»; aber nicht einmal rückwärts wollte unsere Maschine, geschweige vorwärts. Das war die erste bittere Enttäuschung, der aber eine noch schlimmere folgte. Mit fuchtelnden Armen und laut fluchend stürmte ein Mann daher, und wir begriffen sofort, daß es links gepfiffen hatte. Wir hörten schon ganz deutlich das «Sacramento» und «Porcomodio», sprangen ab und rannten, so schnell uns die Füße trugen, davon. Dichtauf folgte, mit Flüchen und Wut beladen, der Maschinist im Sonntagsgewande. Die Furcht, erwischt zu werden, ließ uns laufen wie Rehe. Wir gewannen Boden, und nach wilder Jagd erreichten wir die ersten Häuser von Bürglen, eilten weiter und versteckten uns im obern Dorfteil. Nachdem wir uns ein bißchen erholt und neue Pläne geschmiedet hatten, wie wir wohl der großen Gefahr entrinnen könnten, flohen wir in weit ausholendem Bogen und über die Felder nach Mauren und auf den Ottenberg. Die Befürchtung, der Italiener passe uns auf einer der Landstraßen ab, ließ uns ratsamer erscheinen, einen möglichst weiten Umweg zu machen. Aus diesem Grunde warteten wir vorsichtshalber auf der andern Seite des Dorfes, bis die Dämmerung zur Nacht geworden war. Mit schlechtem Gewissen, glücklicherweise aber unentdeckt, gingen wir an jenem Abend ins Bett, gespannt, ob der Koli am folgenden Morgen noch arbeitsfähig sei. Und er war es gottlob! Für uns drei hatte aber das Abenteuer, so glimpflich es auch ablief, doch noch durch Strafe geendet. Viele Wochen getrauten wir uns nicht mehr zum Neubau der Straße, aus Furcht, der böse Italiener könne uns wiedererkennen. Dieses zwangsläufige Wegbleiben bedeutete uns ein gräßliche Strafe, schwerer, als wenn unser Lausbubenstücklein durch eine tüchtige Tracht Prügel gesühnt worden wäre.

Die Tonpfeife

Bei festlichen Anlässen und an Jahrmärkten standen auf dem Viehmarktplatz mancherlei Buden, die zur Belustigung des Volkes dienten. Uns Buben blieb aber der Besuch meistens versagt, da es am nötigen Kleingeld fehlte. Wohl konnten wir uns an Märkten durch Kistenführen und andere Gefälligkeiten nützlich machen und ein paar Batzen verdienen. Das reichte aber nicht weit, höchstens nur für die Buden, welche ein niederes Eintrittsgeld verlangten. Den größten Reiz übten aber jene Buden auf uns aus, welche eine große Aufschrift trugen: «Nur für Erwachsene» oder «Jugendliche haben keinen Zutritt». Es war sicher gut, daß unsere Sparbatzen nicht für alle Lustbarkeiten genügten, weshalb wir den verbotenen Eintritt geradezu als gerecht empfanden. War der Jahrmarkt oder die festlichen Sonntage vorbei, dann kamen wiederum die Tage, an denen die Buden bis zum kommenden Anlaß geschlossen waren. Diese Zwischenzeit eignete sich für unsere Streifzüge ausgezeichnet. Dann schlichen wir zwischen den Zelten hindurch, guckten verstohlen durch kleine Löcher und offene Nähte hinein oder hoben die Blachen auf, um auf dem Boden liegend den verbotenen Herrlichkeiten nachzuspüren. Meistens blieben wir die Genarrten. Nie gelang es uns, die «Spinne mit dem Menschenleib» oder die «Dame ohne Unterleib» zu entdecken. Aber gerade durch solche unbefriedigende Einblicke wurde unsere jugendliche Phantasie noch mehr genährt. Sahen wir gelegentlich einen Menschen in eine der fragwürdigen Buden gehen, so paßten wir wie die Häftlimacher auf, ob wir mit Gückseln zufällig einmal eine solche Verwandlungsszene erwischen könnten. Die Schießbuden, Karusselle und Philipp Leilichs Kino interessierten uns wenig, denn die Berechtigung zum Schießen oder zum Eintritt konnten wir uns ja erkaufen, wenn wir unsere Batzen gut einteilten.

Es ist eine eigentümliche aber charakteristische Erscheinung, daß der Weg zu einem Lausbubenstücklein dann so nah ist, wenn man zuvor auf eine erhoffte Freude verzichten mußte. So ging es auch diesmal wieder, als wir uns vergebens auf die Lauer gelegt hatten. Wir sannten nach neuen Abenteuern. Auf dem Gießenbrücklein, dicht neben Brehms Schießbude, hielten wir Rat. Diese Bude war deswegen einzigartig, da man nicht auf Punkte schoß, sondern auf Tonpfeifen, die in Figuren angeordnet auf Nägel aufgesteckt waren. Am Mittwoch hatte ich mein Glück auch versucht und dabei guten Erfolg gehabt. Aber innerlich reute es mich doch, daß ich vier Pfeifen kaput geschossen hatte. Es wäre vernünftiger gewesen, sie absichtlich nicht zu treffen und zu kaufen, damit wir einmal, und zwar zum erstenmal im Leben, aus richtigen Pfeifen hätten rauchen können. Paul, Fritz und Jakob teilten meine Auffassung. Sie machten mir geradezu einen Vorwurf, daß ich nicht selbst auf diesen feinen Gedan-

ken gekommen sei, und brannten vor Begierde, möglichst bald in den Besitz solcher Tonpfeifen zu kommen. Da die Buden aber bis zum nächsten Sonntag geschlossen waren, sollten wir uns bis dahin gedulden. Ich anbot mich, an diesem Tage gegen Entgelt ein paar Pfeifen zu kaufen, nachdem ich vorerst dem Schießbudenbesitzer meine Fertigkeit bewiesen hätte. Ich wollte ihn dann gleichzeitig überzeugen, daß er besser tue, wenn er mir gegen Bezahlung der Schießgebühr vier Pfeifen aushändige, als zu gewärtigen, mit jedem der sechs Schüsse Pfeifen abzuschießen. Die Kameraden hatten aber keine Lust, so lange zu warten. Sie wollten heute schon rauchen, jawohl, heute schon. Der Plan fand Anklang. Wenn er glückte, begingen wir zwar einen Diebstahl. Ich hätte dann am Sonntag gegen Entgelt schießen, aber die Pfeifen mit Absicht verfehlen können; dadurch wäre Brehm zu keinem Schaden gekommen. Wenn man sich aber als Bub einen so kleinen Diebstahl leisten will, überlegt man nicht lange, wie, wenn, wann und aber — man greift einfach zu! Der Plan war ausgezeichnet. Jakob mußte sich hinter der Schießbude verstecken, dort, wo man die Zeltblache hochheben konnte. Wir andern drei machten uns durch «Gückseln» bemerkbar. Brehm trat nun aus dem nahen Wagen und jagte uns fort. Wir gingen aber wieder hin. Nochmals verjagte er uns und drohte mit Prügel, wenn er einen erwische. Seine Warnung beantworteten wir mit dem harmlosen Kindervers, der aber ausgezeichnet auf ihn zu passen schien: «Oeber de Gotthard flüget d'Brähme, und wenn si däne sind, sind si däne!» Dieser Sprechchor schlug ein. Brehm kam in die Schwünge und setzte uns mit langen Schritten nach. Wir stoben auseinander; die vielen Buden begünstigten unsere Flucht, und bald verlor er jede Spur. Mittlerweile war Jakob ins Zelt gekrochen und hatte vier schöne weiße Tonpfeifen geraubt. Blitzschnell verschwand er damit, im Bachbett des Gießens sich duckend, und wenige Minuten später vereinigten wir uns in einem Garten. Unsägliches Glück strahlte aus unsern Augen, als jeder seine Pfeife zugeteilt erhielt. Nun hatten wir endlich einmal etwas besseres zum Rauchen, als immer nur diese starken Nielen. Noch fehlte uns zwar der Tabak. Wir zerstampften dürre Kastanienblätter und stopften damit die Pfeifen. Dabei gingen wir besonders behutsam zu Werke, da wir unsern Rauchgeräten Sorge tragen wollten. Herrlich, wie es paffte. Ganz anders als aus den ausgehöhlten Kastanien, woraus der Rauch einem so stark auf der Zunge biß. Wie Indianer hockten wir auf dem Boden und wähten uns im Besitze ihrer Friedenspfeifen zu sein. Fünf oder zehn Minuten mochten wir so schmauchend dagesessen haben, als sich unsere Gesellschaft auflöste. Jeder hatte den Vorwand, nunmehr heimgehen zu müssen. Mit einer an Todesverachtung grenzenden Energie blieb ich aber sitzen, zog und sog und blies den beißenden Qualm in die Luft. Ich war Sieger, die Pfeife war leer. Beim Aufstehen wurde es mir aber plötzlich schwindlig. Wie

in einem Karussell drehte sich alles um mich herum. Ich spürte, wie Schweiß von der Stirne rollte. Es ward mir erbärmlich schlecht, so schlecht, daß ich der Wand entlang zur Haustüre taumelte. Totenbleich haben sie mich ins Bett gelegt. Niemand wußte, was mir fehlte. Auf die Frage meiner Mutter, ob ich etwas Verdorbenes gegessen hätte, verneinte ich. Mit heißer Milch suchten sie mir zu helfen. Es nützte nichts. Ich hätte nur zu sagen brauchen, daß ich eine echte Pfeife Kastanienlaub geraucht habe, und ich wäre mit ein paar Stockhieben auf den Hintern geheilt worden. In meinem mißlichen Zustand aber konnte ich nichts mehr sagen; ich war gestraft genug. So blieb ich allen Fragen gegenüber verstockt. Schließlich berichteten meine Eltern einem Arzt, der mich untersuchte, aber anscheinend aus meiner plötzlichen, anfallartigen und vorgetäuschten Krankheit nicht recht klug wurde. Ein bitteres Pulver mußte ich auf meine Zunge leeren und mit einem Schluck Wasser herunterspülen. Dann übergab ich mich ganz gehörig, so gehörig, daß meine geliebte Tonpfeife gewiß zum Vorschein gekommen wäre, wenn ich sie im Magen versteckt gehabt hätte.

Ich erholte mich erst am andern Tage vollends. Mein erstes war die Suche nach der Pfeife. Ich durchwühlte meine Hosen, die auf dem Stuhl nebenan lagen und entdeckte zu meinem Schmerze in den Taschen nur noch die Bruchstücke. Zweifellos war der Artzt darauf gesessen, als er mich untersuchte, und hat sie dabei unbemerkt zerbrochen. Ich weinte der Tonpfeife aber keine Träne nach und schwor, zeitlebens keine solche mehr anzurühren. Und jedesmal, wenn Brehm mit seiner Schießbude wieder hierher gekommen ist, bin ich im weiten Bogen um diese verführerische Bude herumgegangen.

Zehnfach heimbezahlt

Munter hüpfte das Bächlein im Straußbergtobel von Stein zu Stein. In tollen Sätzen gießt es über ausgewaschene Felsen, zu deren Füßen kleine Gumpen liegen. Eines dieser Bergseelein hatten unser vier Drittkläßler zum Kaiserreich auserkoren. Es lag ganz abseits, im Tobel fast unzugänglich und durch hohes Gebüsch versteckt. Unsere Bubenhände trugen fleißig Steine herbei, um den Bach noch höher zu stauen. Mit einer kurzstieligen Schaufel, die Fritz mitgebracht hatte, verklebten wir die Fugen mit Erde. So entstand ein kleiner Weiher, ein paar Meter lang und an einer Stelle sogar knietief. Mit den Taschenmessern schnitzten wir aus Föhrenrinde Schiffchen. Paul war besonders geschickt darin und verstand es, sogar Segelschiffchen mit kleinen Bänken herzurichten. Damit die kleinen Meisterwerke nicht umkippten, steckte er unterhalb Schuhnägel hinein, um sie zu beschweren. Leider fehlte meistens der Wind, welcher die Segel straffen sollte. Dann bliesen wir vom Ufer her in die weißen Tuchfetzen, zuerst einer allein, hierauf alle gemeinsam, so daß

die Bötchen bis zuhinterst in den Weiher getrieben wurden. Die Strömung brachte sie dann allmählich wieder her. Dieser Segelbetrieb war aber mühsam. Nun hatte ich einen Einfall: Unsere Köchin blies mit einem Blasebalg das Feuer an. An einem Morgen suchte sie ihn aber vergebens, und da auch ich nirgends zu finden war, hatte sie den Zusammenhang schon erfaßt: Walter hatte ihn ausgeführt! Der bringt ihn wieder, muß sie sich beim Anfachen des Feuers gedacht haben. Die Köchin verrechnete sich; der Blasebalg leistete uns so gute Dienste, daß er uns hier oben nützlicher schien als zu Hause. Abends versteckten wir ihn behutsam in einer Höhle, die man nur durch das gestaute Bächlein erreichen konnte. Außer dem Blasebalg und der kurzstieligen Schaufel hatte inzwischen auch ein Eispickel, dem Heiri den hintern Teil abgesägt hatte, Einkehr gehalten. Als er ihn zu unserm Inventar gesellte, entschuldigte er den kleinen Diebstahl mit dem Hinweis, der Vater sei wiederholt ohne Eispickel in die Berge gegangen und er brauche ihn wahrscheinlich nie mehr. An solchen Einfällen und Ausreden fehlte es uns nie. Jeder brachte es im Laufe der Ferien fertig, auf seine eigene Art unserm indianischen Kaiserreiche Gegenstände zuzuführen, ohne daß man direkt sagen konnte, wir hätten alles gestohlen. Unweit davon, auf einem ebenen Platze, entstand bald eine Hütte. Mit Rebstecken, die wir irgendwo einsam stehen sahen und derer wir uns erbarmten und darum mitlaufen ließen, stellten wir die Eckpfosten auf und mit Schnüren haben wir das Dach festgebunden. Die Beschaffung des Zeltstoffes — wir waren natürlich mit Emballage zufrieden — bot uns allerdings gewisse Schwierigkeiten. Aber auch da half unser Erfindergeist, indem wir uns zahlreicher aufgetrennter Obst- und Kartoffelsäcke bedienten. Wieder einmal erwiesen wir uns als tüchtige Ofenbauer. Bald qualmte aus dem Blechrohr ein dicker Rauch. Über der Feuerstelle des Kochherdes brien wir an dünen Stecken Äpfel und Kartoffeln. Blieben wir aber den ganzen Tag oben, so mußte jeder eine Servalat von zuhause mitnehmen, denn die konnte man nicht so leicht von den nahen Äckern und Bäumen beschaffen, wie die Zutaten. Die Würste wurden fest in Papier eingewickelt und im Feuer geschmort. Das gab die Zigeunerbeefsteak. Auf einem unserer Schleichwege entdeckte Paul dürre Nielen, von denen er gleich einen großen Vorrat für uns anlegte. Wie die Indianer hockten wir dann im Halbkreis um die Herdstelle und wetteiferten, welcher das Rauchen wohl am längsten ertragen möge. Anfänglich endeten unsere Rauchkünste meistens mit einer rapiden Farbänderung des Gesichtes. Wie manchmal hätten wir eigentlich auf das Essen verzichten können, da es sich oft nach einem Rauchgelage als überflüssig erwies. Später ging es besser, denn auch da machte die Übung den Meister. Zur Unterhaltung nahm ich Jaßkarten mit. Obgleich wir nicht um Geld spielten, ging es doch hoch zu, denn ein bißchen Ehrgeiz stand immer im Spiel.

Unsere Eltern waren froh, daß wir unsere Ferien und Freizeit auf diese einfache und billige Weise ausnutzten. Sie hatten sich mit der Zeit derart an unser ganztägiges Fortbleiben gewöhnt, daß sie uns nicht einmal schalten, wenn wir erst nach Einbruch der Dunkelheit heimkehrten. Die Romantik, bis zur Dunkelheit, im Scheine einer Kienfackel im Zelte zu hausen, war eine Entdeckung Heiris. Da wir zu Viert waren, brauchten wir uns nicht zu fürchten, um so mehr, als man im Lausbubenalter nicht besonders ängstlich ist. Wenn einer aber allein zum nahen Weiher gehen sollte, um die Schiffchen oder das Werkzeug zu versorgen, so fürchtete er sich doch ein bißchen. Das Plätschern des Baches, das Rauschen des Waldes erregte gar schnell die Phantasie der Buben. Diese Ängstlichkeit war schuld, daß an einem Samstag abend unsere Reichtümer unversorgt blieben. Keiner wollte es tun, obwohl der Unterschlupf nur wenige Schritte weit weg war. Das war natürlich kein besonderer Akt der Kameradschaft. Schließlich einigten wir uns, und Paul und ich sollten am folgenden Morgen die Werkzeuge versorgen. Später als zu gewohnter Stunde kehrten wir diesen Abend heim. Fritz und Heiri bekamen einen Verweis, Paul und ich blieben verschont.

Dichter Nebel füllte das Thurtal und die nahen Hänge des Ottenberges in ein trostloses Grau. Kirchenglocken läuteten zur sonntäglichen Andacht. Auf schmalen Pfaden stiegen Paul und ich den Berg hinan, unserm Kaiserreiche zu. Wir benutzten die Abkürzung, die westlich im Tobel, an Fuchs- und Dachshöhlen vorbei, in unser Revier führt. Im letzten Teilstück verließen wir den spärlich angedeuteten Weg und schlichen durch die feuchten Büsche dem Standort unserer Hütte zu. Mit einem gellen Schrei der Entrüstung, mit einem jugendlichen Fluch stürzten wir auf den Platz, wo unsere Hütte stehen sollte: sie war zerstört! Zerbrochen lagen die Rebstecken auf dem Boden; der Herd war auseinandergerissen und das blecherne Kamin mit Fußritten zerstampft und plattgedrückt. Von Emballage keine Spur; sie war geraubt. Kochend vor Wut durchsuchten wir eilig die nähere Umgebung. Der oder die Schänder konnten noch nicht weit sein. Dann lauschten wir gespannt, steckten nach Indianerart Stecken in den Boden und glaubten, die Tritte der fliehenden Täter hören zu müssen. Doch umsonst. Noch befangen vom ersten Eindruck eilten wir dem nahen Weiher zu. Abgelassen! Die Steinbarrikade übereinandergeworfen, die Schiffchen verschwunden. Vom Werkzeug fehlte jede Spur! Also nicht nur eine gemeine Leidwerkerei, sondern sogar ein gemeiner Diebstahl. In unsere Wut und Empörung mischte sich das Gefühl einer schweren Rache. An uns Zweien war es, die Räuber ausfindig zu machen. Der Drang zur Vergeltung gab uns Flügel. Paul hatte unweit vom Straußbergertobel Verwandte. Unser erster Lauf zielte dorthin, sie zu befragen, ob sie schon Spaziergänger oder Buben auf dem Berge gesehen hätten. Nach ihrer verneinenden Antwort

eilten wir zum nahen Schlipfenberg. Dort wohnte Toni, ein Halbverbündeter, denn er hatte gelegentlich auch schon mitgemacht. Er war zu Hause und erschrak ein wenig, daß wir ihm schon so früh auf die Bude stiegen. In wenigen Worten war die ruchlose Tat geschildert, und wir baten ihn, in der Ermittlung der Schänder behilflich zu sein. Anfangs war er sichtlich verlegen, so daß wir schon einen gewissen Verdacht hatten. Wir folgten seiner Einladung, in den Schopf zu kommen, wo er mit dem Daumen über die Achsel zeigte, zum Hause des Nachbarn. Diese stumme Deutung genügte uns schon als Beweis, daß der Schlipfjogg der Schuldige sein müsse. Er hatte uns vielleicht verdächtigt, ihm die Rebstecken genommen zu haben, womit er aber gründlich auf dem Holzwege war, da Paul dieselben seinem Onkel abgestaubt hatte. Vielleicht hatten wir einmal ganz unwissentlich in einem seiner Äcker oder Obstgärten Früchte geklaut, wofür er sich nun gerächt hatte. In weitem Bogen umgingen wir das Haus des Verdächtigten, um möglichst unauffällig die Sucharbeit beginnen zu können. Dann schlichen wir gegen den freistehenden Schopf, dessen Türe durch einen gegabelten Stecken angelehnt war. Paul machte sich gleich daran, den kleinen Schuppen nach den gestohlenen Sachen zu durchsuchen; ich hielt Wache. Wir wären vorerst zufrieden gewesen, wenn wir nur all die Kostbarkeiten wieder gefunden hätten. Die Fahndung blieb aber ergebnislos. In die große Scheune konnten wir allerdings nicht vordringen; das war zu gewagt, da sie an das Wohnhaus angebaut war. Ratlos und entmutigt standen wir westlich des Schopfes und stierten gegen die Wohnung des Schlipfjoggs, die sich im schweren Nebel schwach abzeichnete. Wir sann auf Rache. Es gab kein Zweifel: Wir konnten weder mit List noch durch Zufall in den Besitz unserer Geräte kommen. Unser Werkzeug, von dem uns jedes Stück als Kleinod galt, blieb verschwunden und verschollen. Noch einmal zogen im Geiste die schönen Stunden vorbei, die wir in unserm Wigwam verbracht hatten. Die Sehnsucht, all die Siebensachen zurückzuerobern, steigerte unsere kämpferische Stimmung. Die Furcht vor Schmach und Schande, die wir vor unsern Freunden zu gewärtigen hatten, nährte unsern Mut. Zwar waren wir beide nur Buben; ich glaube aber, wir wären in dieser Stunde einem Erwachsenen in den Weg getreten. Schlipfjogg war allerdings mehr als zwanzig Jahre alt und als Bauernsohn sicherlich sehr stark. Ich zweifle nicht, wir hätten unser Mütchen schon stillen können. So blieb schließlich die letzte Überlegung für unsere Haut doch die sicherste, ihm auf irgend eine andere Art Schaden zuzufügen. Wenige Schritte vor uns stand ein Jauchewagen. Der Gedanke, die hinteren Räder wegzunehmen und zu verstecken, war vorzüglich. Mit vereinten Kräften

hoben wir den Hinterwagen empor; nachdem wir zuvor an beiden Achsen den Lund herausgenommen hatten, streiften wir mit ein paar Hin- und Herbewegungen die Räder ab, die zu Boden fielen. Nun kam der schwierigere, das Verstecken. Umsonst spähten wir nach einem Winkel, wo sie Schlipfjogg bestimmt nicht aufsuchen würde. Ohne Gefahr zu laufen, entdeckt zu werden, durften wir nicht mehr lange unschlüssig bleiben. Wir mußten handeln. Als ob Blicke reden konnten: wir stierten den Baumgarten hinab, in die neblige Leere des steilen Hanges. Eins, zwei, drei rollten die Räder davon, talwärts, zwischen den Bäumen hindurch. Immer rasender wurde ihr Lauf, und im Nebel entschwand sie bald unsern Blicken. Plötzlich hörten wir ein Knacken, einmal, mehreremale. Es waren die Rebstecken, die von ihnen geknickt wurden. Große Angst befiel uns und trieb zur Flucht. In geflügelten Schritten eilten wir auf Umwegen heim. Schwer und schwerer drückte uns das Gewissen. —

Neun Jahre waren seither verflossen. Aus den Lausbuben waren junge Männer geworden, die ihre regelmäßigen Zusammenkünfte hatten. Fritz war nach beendigter Lehrzeit heimgekommen. In einer Wirtschaft frischten wir unsere Jugenderinnerungen auf. Natürlich stieg die Geschichte mit den Rädern zuerst auf den Plan; denn sie war die größte Moritat und eigentlich ungesühnt geblieben. Dann folgte die vom Rüblistehlen, von der geheizten Lokomotive und andere mehr. Bei der letzten trat nun zufällig der Schlipfjogg ein, der sich inzwischen verheiratet und für Nachwuchs gesorgt hatte. Aufmerksam hörte er am andern Tische zu. Nach Beendigung einer neuen Erzählung meldete er sich zum Worte. Er sei zwar keiner der unsrigen. Er habe aber dennoch etwas zu erzählen. «Auch ich erinnere mich noch an ein Lausbubenstücklein. Es ist zwar Gras über die Geschichte gewachsen, und trotzdem entsinne ich mich noch gut an jenen Sonntag, an welchem ihr zwei mir die Räder vom Güllenwagen die Reben hinuntergelassen habt.» Dabei deutete er mit zwinkernden Augen auf Paul und mich. Er wußte es also, wer damals den Schaden angerichtet hatte. Neun Jahre hatten wir uns in Sicherheit gewiegt, daß unsere ruchlose Tat unerkannt geblieben sei. Nun brach die Wahrheit durch. Anfangs verstellten wir uns, als ob wir nichts wüßten. Das war feig. Da wir als Schulbuben niemals feig gewesen waren, hätten wir uns als angehende Rekruten nicht zu verstellen brauchen. Nun bekannten wir uns offen als Missetäter, wie er auch zu unserer großen Genugtuung zugab, damals unsern Indianerhorst zerstört zu haben. Damit wären wir eigentlich quitt gewesen. Schlipfjogg war aber nicht ganz derselben Meinung, als er sagte: «Ihr seid doch die Schlechteren gewesen; denn ihr habt mir zehnmal mehr Rebstecken kaput gemacht, als ich euch!»